Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 8 (1995)
Heft: 3

Artikel: Metropole oder Seldwyla
Autor: Loderer, Benedikt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-120143

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heller: «Zu nennen wäre schliesslich der Wunsch nach Verschönerung, der den öffentlichen Raum mit Geranienorgien (Absender die Stadt) oder Löwenpopulationen (Absender die City-Vereinigung) karessiert.»

Die Zürcher Disputation

Die Zürcher Disputation zum öffentlichen Raum ist eine Initiative der Präsidialabteilung und des Museums für Gestaltung. Die Vorbereitung besorgten Marie-Louise Lienhard und Martin Heller. Zwei Gruppen trafen aufeinander: die Stadtverwaltung und die Stadtbenützer. Die Verwaltung wurde durch den Stadtpräsidenten Estermann und die Stadträtinnen Koch und Martelli, die Stadträte Wagner und Neukomm und die zugehörigen Chefbeamten vertreten. Die Stadtbenützer waren vertreten durch: Stanislaus von Moos, Sigrid Weigel, Martin Heller, Marcel Meili, Christoph Haerle, Karljosef Schattner. Zwei Nachmittage lang redete man. Am ersten Nachmittag war die Reihe an den Stadtbenützern. Vierzehn Tage später antworteten die betroffenen Ämter. Anschliessend wurde diskutiert. Alle waren gesittet, über wenig aber war man sich einig.

Metropole oder Seldwyla?

Das Museum für Gestaltung in Zürich plante für eine Ausstellung Denkmäler in der Stadt zu verschieben. Das Projekt ist gescheitert. Nicht folgenlos: der Stadtpräsident, vier Stadträtinnen und Stadträte, Chefbeamte der Stadtverwaltung und sechs Stadtbenützer und -benützerinnen trafen sich zur Zürcher Disputation zum öffentlichen Raum. Die Frage lautet: Welchen öffentlichen Raum wollen wir?

Von Benedikt Loderer (Text) und Ferit Kuyas (Bilder)

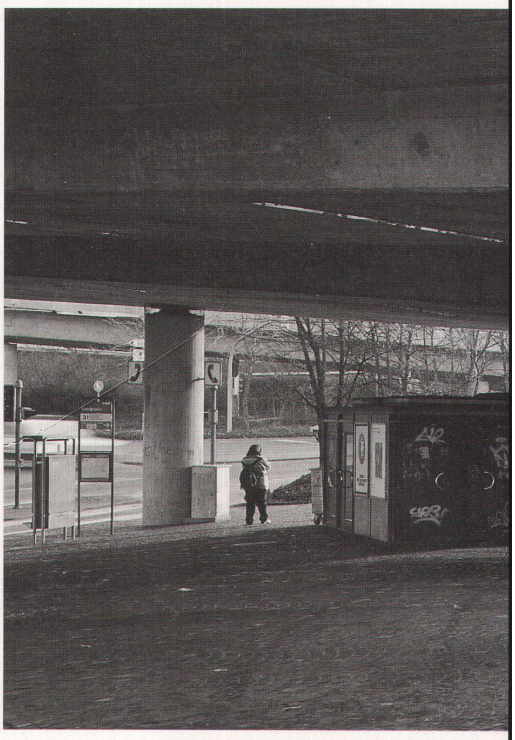
Das Museum für Gestaltung in Zürich plante eine Ausstellung mit dem Namen «Transit». Einige der bekannten und unbeachteten Denkmäler der Stadt sollten von ihren Podesten geholt und an einem ungewohnten Ort eine Zeit lang neu aufgestellt werden. So wären z. B. Zwingli und Hans Waldmann in den Kreis 5 gezügelt. Das Projekt scheiterte, und zurück blieb ein Unbehagen. Wie geht man in Zürich mit dem öffentlichen Raum um? Immerhin, das gescheiterte Projekt hat die Zürcher Disputation zum öffentlichen Raum geboren (siehe Kasten). Stadtverwaltung, Stadtbenützer fragen an zwei Nachmittagen: Was soll mit dem öffentlichen Raum der Stadt Zürich passieren?

Öffentlicher Raum lässt sich nicht aufteilen

«Das letzte Mal, als wir grundsätztlich über solche Dinge redeten, war die Welt noch in Ordnung: die Kunstkommission war für Kunst zuständig, die andern für alles andere», stellte Stadtpräsident Josef Estermann in seiner Begrüssung fest. Offensichtlich ist das unterdessen vorbei. «Ein Indiz dafür, dass der öffentliche Raum sich nicht fein säuberlich in Zuständigkeitsbereiche aufteilen lässt». Doch was hat sich denn unterdessen geändert? Zürich ist nicht mehr Seldwyla und noch nicht Metropole, und vielen ist es flau im Magen, «gerade heute, wo Zürich die Härte der grossstädtischen Entwicklung zu spüren bekommt, weil diese sowohl auf die Sozialstruktur als auch auf den Aussenraum durchschlägt», wie Josef Estermann beobachtete.

Der Verzicht auf ein elitäres Profil

Stanislaus von Moos, Professor für Kunstgeschichte an der Universität Zürich und Präsident der Kunstkommission, setzte sich mit der Kunst



und der Öffentlichkeit in der Stadt von heute auseinander. Die Künstler, die Auftraggeber und das Publikum sind sich über Kunst uneinig. Kunst im öffentlichen Raum ist für den Künstler zuerst einmal Arbeit und die Möglichkeit, sich als Künstler zu verwirklichen. Ist dieser Wunsch ein Menschenrecht? Nein. Ist er ein öffentliches Bedürfnis wie Kanalisation und Stromversorgung? Kaum. Kunst im öffentlichen Raum braucht eine Begründung. Ob es aber überhaupt Kunst braucht und wenn ja, für wen, blieb erst einmal unbeantwortet. Trotzdem, Kunst wird gefördert, und in diesem Zusammenhang ist die Kunst automatisch auf der Seite der hohlen Hand. Nicht der Kunde will etwas vom Künstler, sondern der Künstler vom Kunden. Erst bei den ganz grossen Namen ist es anders. Mit wem man repräsentieren kann, von dem will man was. Das schweizerische Beispiel heisst für von Moos Luzern, und der Mann hat einen Namen: Jean Nouvel. In Zürich hingegen wird die Exklusivität «gerade durch den Verzicht auf Exklusivität» gezeigt. Nicht das Aussergewöhnliche, nur das Konsensfähige hat hier Platz. Das Exklusive hat ja auch den Geruch des Elitären und ist erst noch selbst unter den Kunst-Propheten umstritten. «Vor lauter Konflikten tut man am Ende nichts oder, eben, bloss das Naheliegende und Unverbindliche». Alle Versuche der Stadt, wie das nun in Luzern geschieht, einen Kopf zu schaffen, Stichwort See-Park, sind gescheitert. Zürich hat sich damit abgefunden, Zürich braucht keine künstlerisch-architektonische Selbstdarstellung. «Kunst findet im Quartier, am Einzelbau, im Museum statt, aber nicht in einem öffentlichen Raum, den wir als Synonym mit Zürich empfinden würden». Zürich baute kein Museumsufer, keine Boston City Hall, keine Grandes Oeuvres, keine Oper wie Sydney. Zürich verzichtet, protestantisch und bilderfeindlich. Zürich braucht kein elitäres Profil. Von Moos fragt sich allerdings, ob dieser Verzicht nicht positiv umgemünzt werden müsste, um zu verhindern, dass sich Verkehr und Kultur, historisches Erbe und aktuelle Kunst in der Stadt gegenseitig neutralisieren.

Ausgrenzungen

Sigrid Weigel, Professorin für Neuere Deutsche Literatur, ging auf die Geschichte des öffentlichen Raums ein. Wie ist das «Verhältnis von Öffentlichkeit als einer Kategorie des Symbolischen und öffentlichem Raum als etwas Sichtbarem?»
Die berühmten Plätze, die wir in Italien bewundern, dienten der Repräsentation. Sei es der höfischen Macht oder der Selbstdarstellung der Stadtrepubliken. Das Kunstwerk im Stadtraum wollte gefallen, es war eine Gabe der Herrschenden an das Volk. Doch es existierte eine klare Trennung von innen und aussen: dentro e fuori del palazzo. Der Platz war keine Wohnstube.
Die bürgerliche Gesellschaft entwickelte sich in begrenzten Räumen wie Tischgesellschaften oder Intelligenzblättern. «Erst in den europäischen Grossstädten wird der öffentliche Raum zum Ort der Öffentlichkeit.» Doch die Stadt wird auch zunehmend als Bedrohung empfunden, ungeordnet, amorph, das Dickicht der Städte.
Die Stadtutopien der Moderne entspringen dem Wunsch, die Stadt und die Gesellschaft wieder in Ordnung zu bringen. Das heisst Arbeiten, Wohnen, Verkehr und Sicherholen in Zonen einteilen, doch dabei verschwindet der öffentliche Raum.
Als Antwort darauf spricht man in den letzten Jahren von Reurbanisierung, vom Wiedergewinnen der öffentlichen Räume. Die Stichworte dazu heissen: Einheit statt Solitär, Collage City und neuerdings als Zauberformel PPP, die Private-Public-Partnership. «Was in dieser Vorstellung einer idealen Kooperation aber verdeckt wird, ist die Kontroverse zwischen einer technokratischen Vision der Stadt, die die Momente des gut Organisierten und Schönen in sich vereinigt, und der Vorstellung der Stadt als Ort der Differenzen (Henri Lefebvre) und der Heterotopien (Foucault)», zieht Weigel Bilanz. Deutlich wird das am Beispiel jener, die obdachlos sind und den öffentlichen Raum bewohnen. Wer keine Wohnung hat, ist als Bewohner der neuen PPP-Öffentlichkeit unerwünscht. Öffentlichkeit wird exklusiv. Die Gestaltung der neuen Räume unterstreicht dies: teuer, glitzernd, exotisch. Kunst kommt darin als Bestandteil und Dekoration vor, der Raum selbst wird zum Kunstwerk. Die Kunst wird zum Design. Genügt das? Nein, antwortet Weigel. Die Aufgabe der Kunst im öffentlichen Raum ist es, ausgeschlossene, fremde, unvertraute und unbekannte Blicke auf unsere Zeit und unsere Kultur zu werfen und der Differenz eine Form zu geben.

Über das Ungleichzeitige

Martin Heller, Konservator des Museums für Gestaltung in Zürich, geht davon aus, dass unser Denken mit der Geschwindigkeit der Veränderungen in der Stadt nicht mehr Schritt hält. Unsere angelernten Massstäbe des Vernünftigen, Funktionalen, Angemessenen greifen zu kurz. Die Stadt ist nicht mehr aufzuräumen. Selbst wenn die Marronihäuschen normiert sind und das wilde Plakatieren verboten wird. Heller kann das schweizerische Ord-

Haerle: «Je mehr Raum über seine architektonische Ausprägung hinaus organisiert und unterteilt wird, desto weniger ist es möglich, ihn als Raum zu erfahren.»

Meili: «Seien es die Kommerzialisierung von Fassaden, offene Kunstaktionen, das Sprayen, ein schlecht geordnetes Nachtleben, was auch immer. Im Grunde hat die Stadt nie über ein Erdulden dieser Erscheinungen hinausgefunden.»

nungsdenken nur noch wegen seiner Standhaftigkeit bewundern oder ob seiner Hilflosigkeit belächeln.

Die Entwicklng Zürichs entgleitet uns. Warum? «Weil wir aus historischen und politischen Gründen auf eine bestimmte Dynamik, auf bestimmte Formen der Schamlosigkeit oder auf die Nachtseiten des Multikulturalismus nicht vorbereitet sind.» Wir sind nicht realistisch.

Dazu vier Feststellungen:

1.Was im TV läuft ist für den Umgang mit dem öffentlichen Raum heute entscheidender als der klassische Corso auf der Piazza.

2. Nichts ist mehr eindeutig. Darum gibt es auch keine allgemeingültigen Regeln mehr.

3. Planung ist nicht mehr Handlungsanweisung, sondern Reflexionsinstrument. Sie produziert keine Zukünfte mehr, sondern ergründet die Zusammenhänge zwischen gestern, heute und morgen. Rezepte werden durch Prozesse ersetzt.

4. Aber es gibt auch besondere schweizerische Altlasten. Unser Hang zur Perfektion zum Beispiel. Es gibt nur ein Glück – das Perfekt. Andere Stufen der Beglückung erkennen wir nicht an.

Realistisch wäre es aber, unsere überholten Werturteile an den Tatsachen zu messen. Zürich von 1995 funktioniert anders als eine Genossenschaftssiedlung von 1960. Heute gilt: Schnelligkeit, Überangebot, Überraschung, Rausch. Wie lange braucht es, bis eine Stadt erwachsen wird?

Die unvollständige Urbanisierung

Woher stammen die Konflikte im öffentlichen Raum? Sie kommen davon, dass die Stadt sich immer dagegen gesträubt hat, Stadt zu werden. Marcel Meili, Architekt, spricht von der «unvollständigen Urbanisierung» Zürichs. In den Köpfen steckt immer noch das Bild aus den fünfziger und sechziger Jahren, und die neuen Entwicklungen hat die Stadt immer nur erduldet, nie akzeptiert.

«Ich kenne keine grosse Stadt, in der jeder Quadratzentimeter Boden, jeder Kubikmeter Raum derart dicht mit Interessen überzogen wäre», stellte Meili klar. Diese Interessen neutralisieren sich bis zum Zeitpunkt des Eingriffs, um dann aufzubrechen. Meili glaubt, dass diese Besetzung nicht nur wirtschaftliche Gründe hat, sondern «dass in dieser Besitznahme des Stadtraumes die ländlichen Wurzeln dieser Stadt fortleben».

Der Tessinerplatz in der Enge darf nicht städtisch werden, aber draussen in der Vorstadt spielt eine Kreuzung Stadtplatz. Zürich neigte dazu, die Probleme einer grossen Stadt mit den Techniken und dem Selbstbewusstsein eines Dorfes zu lösen. Das, was die Stadt wirklich vorantreibt und wie sie gesteuert werden soll, stimmen nicht mehr überein. So sind denn auch alle Projekte, die die Folgen einer so bedeutenden Veränderung wie der Zürcher S-Bahn in ein neues Stück Stadt umsetzen wollten, gescheitert: Bahnhof Südwest, Globus-Provisorium, AJZ-Areal.

Die Veränderung verschwindet hinter der Haut. Um sie wird gestritten, als ob dies Städtebau wäre. Die wohlkonservierte Haut der Fassaden, aber mehr noch jene des Bodens. Darüber der liebliche Stadtraum, darunter die grossen Infrastrukturen. «Man kann die Spannung spüren, unter der diese Haut steht. Diese Spannung ist ein Ergebnis mühsam verborgener Gewalt.»

Städtische Architektur, das gab's einmal. Stellvertretend nennt Meili das Hallenstadion aus der Zwischenkriegszeit. Aber bereits im Schwamendingen der fünfziger Jahre setzte sich die ländliche Kultur der Zuwanderer wieder durch: Biedermeier-Moderne. Die ist heute vorbei, und die städtische Architektur ist zur Privatsache geworden. Sie zerfällt in unzählige Einzelfälle, die durch das Verhindern des schlimmsten geprägt sind. Ein Nullzustand, an dem die Architekten mitschuldig sind, denn sie waren «an Öffentlichkeit genausowenig interessiert wie die Öffentlichkeit an ihnen».

Was bleibt? Wir müssen Abschied nehmen vom «Bild der Stadt als grosse Wohnung». Dazu gehören die Konzentration auf die wesentlichen Fragen, der «verzweifelte Versuch», mit wirtschaftlichen Anreizen Private in städtebauliche Konzepte einzubinden, und das Ende des Traums, alles kontrollieren zu können. Es braucht Mut, «eine gescheiterte politische und rechtliche Hoffnung preiszugeben».

Aber vielleicht lässt sich aus Zürich doch noch eine grosse Stadt entwickeln:«Indem wir uns auf weniges konzentrieren, werden wir auch mit dem ziemlich unschweizerischen Gefühl für das Unbestimmte, Fremde, Unkontrollierte ... leben müssen, gelassen und neugierig.» Urbanität, nicht unvollständige Urbanisierung ist das Ziel, «zumindest so lange wir die Absicht haben, Zürich eine grosse Stadt werden zu lassen und nicht einfach eine grosse Infrastruktur.»

Über das Fremde

Christoph Haerle, Architekt und bildender Künstler, geht es «um das Verhältnis zwischen öffentlich und privat, anonym und vertraut, fremd und bekannt». Die Stadt ist für Haerle kein grosses Dorf, sondern der Ort, der aus Fremden besteht und wo Anonymität nicht als negativ erfahren wird. Doch

Haerle: «Ich bin gegen die Privatisierung der Stadt. Ich bin gegen die Forderung von überblickbaren Räumen auf Kosten von anonymen Räumen der Gesellschaft. Ich bin gegen die Etablierung von Bildern des Bekannten und Vertrauten anstelle des Fremden. Ich bin gegen die Aufhebung des öffentlichen Raumes.»

in Zürich ist es darum schlecht bestellt: «Anonymität ist negativ, die Fremdheit ... wird abgelehnt ... Mit allen Mitteln wird an der Ausdehnung des Privaten gearbeitet im falschen Glauben, dass privater auch menschlicher sei». Für Haerle wird damit der öffentliche Raum aufgehoben.
Einer der Gründe dafür liegt bei der Verwaltung. Man ist skeptisch gegenüber Anregungen und Einwirkungen von aussen und stellt sich gegen das potentiell Fremde. Man redet sich gegenseitig nicht drein, das eine Amt ist für das andere bereits das Fremde. Resultat: Der öffentliche Raum wird nur noch administriert und verwaltet. Er wird nicht mehr aktiv, sondern nur noch reaktiv gestaltet.

Architektenhandwerk

Der ehemalige Diözesanbaumeister von Eichstätt, Karljosef Schattner, schöpfte aus seinen Erfahrungen. Die alten grossen Themen wie Rhythmus, Tektonik, Massstab, Proportion, Symmetrie und Assymmetrie, Licht und Schatten, Material und Struktur kamen zur Sprache. Zu Zürich zeigte er Spärliches, in Eichstätt machte er die Probe aufs Exempel.

* * *

Zwei Wochen später folgte die Antwort der Verwaltung. Sieben Chefbeamte und ein Kunstpolitiker aus den verschiedenen betroffenen Ämtern der Stadt Zürich nahmen zuerst kurz Stellung.

Die Ausstellung in der Stadt

Hans-Jörg Heusser, Direktor des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft und Mitglied der städtischen Kunstkommission, beschreibt die

Ohnmacht seiner Kommission. Ihre Vorschläge scheitern an den vielen Vorschriften, die die Verwaltung anzuwenden hat. Doch die Kunst im öffentlichen Raum sollte gleich behandelt werden wie jene in den Museen. Darum schlägt Heusser ein Kunstmuseum im öffentlichen Raum vor. Gemeint ist nicht eine Skulpturensammlung im Park, sondern das Ausstellen von Kunst in der Stadt. Ein Kunstdirektor müsste sich darum kümmern.

Amtshoheit und Kunstfriedhof

Peter Stünzi, Direktor des Gartenbauamtes, zeigt Beispiele aus der eigenen Küche. Hier stossen wir zum ersten Mal auf die Amtshoheit. Was über das Kulturprozent finanziert wird, darüber entscheidet jenes Amt, das die Bauherrschaft Stadt Zürich vertritt. Steuergrösse ist der Baukredit, nicht die Kunstkommission. Stünzi kann sich das Wegräumen von Kunstwerken durchaus vorstellen. Das schafft Platz für neue Werke. Die Idee des Kunstfriedhofs wird zum konkreten Vorschlag.

Der amtsinterne Kompromiss

Hansruedi Wymann, Chef des Verkehrskommissariats I, waren die Stellungnahmen von Moos und Weigel «zu hoch». Wo bleibt da die konkrete Stadt Zürich? Er schliesst nicht aus, dass die Verwaltung reagiert, aber man müsste auch einmal die Geschichte der Poller im Stadtbild aus der Sicht der Verwaltung erzählen. Was in den Strassen steht, ist das Ergebnis eines amtsinternen Kompromisses. Dieser kann auch zu guten Resultaten führen, wie das von Martin Heller in Frage gestellte Plakatierungskonzept.

Einige Klarstellungen

Gudrun Bürgi, Juristin im Tiefbauamt, versuchte die Gewichte zurechtzurücken. Da der öffentliche Raum der Stadt gehört, ist auch die Stadt, genauer die Verwaltung dafür verantwortlich. Zuerst kommen die öffentlichen Aufgaben, dann erst kommt die Gestaltung. Zuerst müssen Werkleitungen, Tramschienen, Beleuchtungskörper und Abfallkübel Platz finden. Die Kunst kommt erst in zweiter Linie. Gegen die Ansprüche der Privaten, bei Geschenken von Skulpturen an die Stadt zum Beispiel, muss die Verwaltung zwischen den verschiedenen Interessen vermitteln. Sie muss auch Auswüchse im Zaum halten.

Bereitstellen und verteidigen

Öffentliche Räume bereitstellen und verteidigen, so definierte Hans-Rudolf Rüegg, Stadtbaumeister von Zürich, die Aufgabe der Verwaltung. Verteidigt wurde zum Beispiel der Stadelhoferplatz. Bei der Kasernenwiese hingegen gelang dies nicht, da das Areal dem Kanton gehört. Neue Räume werden im Projekt «Zentrum Zürich Nord» in Oerlikon geschaffen. Mit der Bauherrschaft hat die Stadt vier grosse Parks ausgehandelt. Etwas, was im Limmattal in den siebziger Jahren versäumt wurde. Doch auch die neugeschaffenen Räume müssen verteidigt werden: gegen die Unterwühlung. In der ganzen Stadt müssen den ausufernden Ansprüchen Schranken gesetzt werden. Weder zuviele Strassenkaffees, noch zuviel Kunst. Rüegg hat drei Wünsche: Mehr Interesse der Öffentlichkeit, eine Strategie für die Kunst im öffentlichen Raum und den Umbau der Rathausbrücke trotz der schlechten Finanzlage.

Übernutzung

Für Jürg Grau, Leiter der Siedlungsplanung im Tiefbauamt, ist die Übernutzung des öffentlichen Raums das Hauptproblem. Die grosse Halle im Hauptbahnhof wurde ursprünglich ausgeräumt, um leer zu bleiben. Heute ist aber dort ein Rummelplatz entstanden. Das Gegenbeispiel ist der Helvetiaplatz. Dort ist an feststehenden Tagen Markt, sonst bleibt er leer.

Facts of life

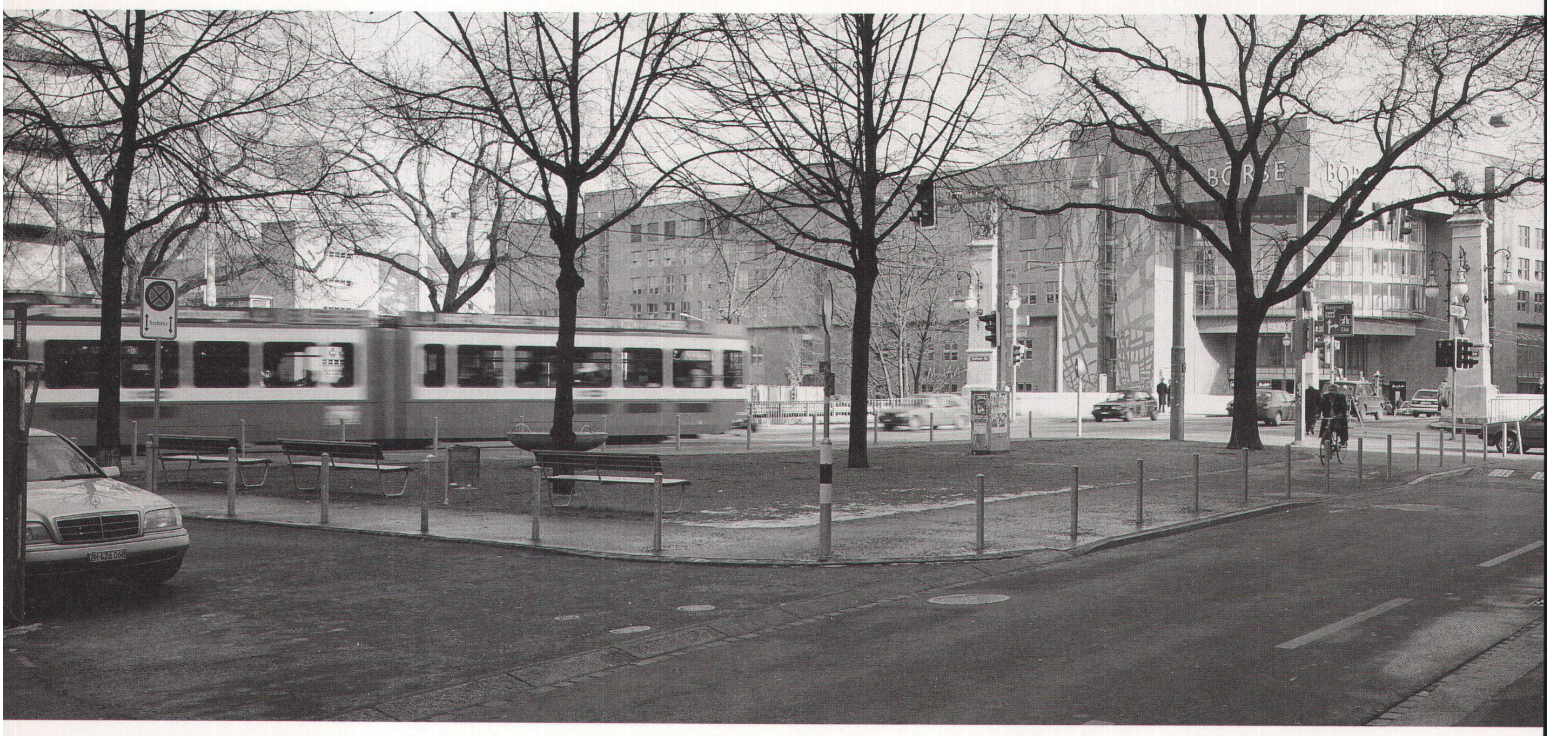
Wenig Verständnis für die ganze Disputation hatte Horst Schaffer, Vizedirektor der Zürcher Verkehrsbetriebe (VBZ). Ihm fehlte die Vision. Wie für den Wiener Bürgermeister, so soll sich auch für Schaffer die Stadt «vom Zentralfriedhof unterscheiden». Wohlfühlen soll man sich.

Die städtischen Werke und die Verkehrsbetriebe erheben selbstverständliche Ansprüche an den öffentlichen Raum. Ihr Auftritt ist «ein Mischmasch von technischer Potenz, betriebswirtschaftlich geleiteten Normierungen und einer Hilflosigkeit, die daher rührt, dass viele wissen, wie es nicht aussehen sollte, aber keiner sagt, wie es richtig wäre.»

Die Übernutzung ist für Schaffer kein Thema. Sie ist das logische Ergebnis der «räumlichen Enge von Zürich». Schaffers Bilanz: Die Gestaltung des öffentlichen Raums ist kein Problem, weil sie nichts anderes ausdrückt als die Werte all jener, die sich darin engagieren.

Weniger Dauerndes

Marie-Louise Lienhard, Konservatorin am Helmhaus, stellt der Disputation die Kunst an der Bahnhofstrasse vor Augen: vom Nashorn bis zu Metzler herrscht ein groteskes Kunterbunt. Vielleicht sind die Feinde der Kunst nicht in der Verwaltung zu finden, sondern bei den Künstlern, die Tonnen von Stahl, Marmor und Bronze in den Fussgängerzonen deponieren möchten. Zu bedenken ist die kurze Halbwertszeit der künstlerischen Provokation. Lienhard plädiert für vergängliche, vorübergehende Kunst. Dabei wird niemand den schlechten



Geschmack verhindern können und wollen. Darum ist es nötig, zuweilen auch etwas Elitäres zu tun. Organisiert von Kunstprofis und nicht etwa von Sittenwächtern.

* * *

Es folgte die Diskussion, an der neben den bereits aufgetretenen Personen auch noch andere Leute aus den Ämtern und den betroffenen Kommissionen teilnahmen. Sie wiederzugeben ist wie Fernsehen ohne Ton. Hier soll deshalb versucht werden, das Wichtigste thematisch zu gliedern und nicht zu protokollieren.

Sind wir schon Weltstadt oder noch Seldwyla? Herrscht das Grossstadtchaos, oder wird Zürich langsam erwachsen? Dieses Thema fand wenig Aufmerksamkeit. Zürich gilt als Selbstverständlichkeit. «Überzürcherisches» scheint unzürcherisch. Auch gab es keine direkten Antworten auf die Stellungnahmen der ersten Runde. Von Moos' Verzicht auf ein elitäres Profil, Weigels Ausgrenzung, Hellers Ungleichzeitigkeit, Meilis unvollendete Urbanisierung und Haerles Fremdsein, all das blieb eigentlich unbeantwortet. Fürchten die Spitzen der Stadtverwaltung die Grundsatzdiskussionen oder sind sie nur auf ihre Ämter fixiert? Innerhalb der Stadt hingegen wird sehr wohl unterschieden. Stanislaus von Moos regte an, zwischen Stadt und Quartier zu unterscheiden, die verschiedenen Identitäten der einzelnen Stadtteile herauszuschälen.

Kunst löst Diskussion aus

Wer zuhörte, hätte den Eindruck gewinnen können, das Wichtigste im öffenlichen Raum sei die Kunst. Das mag zum einen daran liegen, dass die Anwälte der Kunst gut vertreten waren, zum andern aber auch daran, dass es gerade die Kunst ist, die Diskussionen um den öffentlichen Raum jeweilen auslöst. Trotzdem blieb die Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum selber auf der Strecke. Der Bildhauer Jürg Altherr schlägt vor, ein einzelnes Quartier zu bearbeiten, eine Sehschule für Verwaltung und Bewohner einzurichten. Er will den Leuten die Augen für die alltägliche Schönheit und für die Besonderheiten des Gewöhnlichen öffnen.

Von Moos: «Unter diesen Umständen braucht es dann nicht viel, bis die Kulturpolitik im Bereich der Bildenden Kunst auf das zusammenschrumpft, was Marie-Louise Lienhard unlängst als den ‹masochistischen Konsens der Harmlosigkeit› bezeichnet hat.»

Heller: «Trotzdem will ich nach wie vor unzufrieden sein dürfen mit dem, was ist: Anerkennung und Wertschätzung sind nicht dasselbe.»

Eine Kommission für den öffentlichen Raum

Wie wird aber der öffentliche Raum genutzt? Die Dealer und die Süchtigen haben es uns deutlich gezeigt: als private Aneignung, über die wir die Kontrolle verlieren. Der kommerzielle Druck ist auch anderswo gross. Der öffentliche Raum wird nicht als gemeinsames Gut verstanden. Am eifrigsten wurde über Kommissionen geredet. Christoph Haerle ging am weitesten. Er beantragte die verschiedenen Kommissionen, die sich irgendwie mit dem öffentlichen Raum befassen, aufzuheben und an ihre Stelle eine einzige, neue zu setzen. Allerdings gilt es auch hier, von den Tatsachen auszugehen. Wer den Gewerbe- und den Quartierverein nicht überzeugen kann, der ist nicht in der Lage, im öffentlichen Raum etwas zu verändern. Wenn man die Leute fragt, so wollen sie vor allem eins: nichts Neues. Darum schlägt Peter Ess vom Hochbauamt ein schrittweises Vorgehen vor: «Zuerst muss eine Visualisierung den Leuten zeigen, worum es geht, vielleicht das, was Altherr sich vorstellt. Anschliessend braucht es ein Projekt.» Dafür müsse, so Ess, mit «einer Kampagne Akzeptanz geschaffen werden. Wer beteiligt sich wie und aus welchem Interesse? Oder: eine Regelung der Mitsprache.»

***

Zum Schluss eine Frage an den Stadtpräsidenten: «Was hat Ihnen die Disputation gebracht?» «Nicht mehr als allen andern.» In der Begrüssung sagte er es schon: «Wir meinen nicht, ... dass wir mit festen Rezepten in den Alltag zurückkehren.»